

Gender Days

2021



Datum: 08. März 2021

Redaktion: Gleichstellungsstelle der FernUniversität in Hagen

Produktion: FernUniversität in Hagen 2021

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung, Verbreitung und Zitierung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung der Urheber*innen bzw. der FernUniversität in Hagen.

Interview

Kanzlerin Birgit Rimpo-Repp im Gespräch mit Kirsten Pinkvoss

Ein Beitrag von

Kanzlerin Birgit Rimpo-Repp und Kirsten Pinkvoss

Audiotranskription

Intro und Musikakzent

Kirsten Pinkvoss:

Liebe Frau Rimpo-Repp, vielen Dank, dass Sie sich heute die Zeit nehmen, mit uns über die Frage zu sprechen, warum gendergerechte und genderinklusive Sprache für eine Universität wichtig ist. Bevor wir uns dieser Frage näher widmen, möchten wir aber gerne noch ein bisschen über Sie und Ihren Karriereweg sprechen. Als erfolgreiche Wissenschaftlerin, Wissenschafts-Managerin und Kanzlerin der größten Hochschule und Universität Deutschlands haben Sie gezeigt, dass so ein Karriereweg durchaus auch für Frauen möglich ist. Da stellt sich für uns natürlich die Frage: Was haben Sie richtig gemacht, um dorthin zu gelangen, wo Sie jetzt sind? Und welche Rolle spielte dabei ihr Geschlecht?

Birgit Rimpo-Repp:

Ja, vielen Dank, Frau Pinkvoss. Mein beruflicher Weg ist überhaupt nicht so erfolgt, wie ich das nach meinem Studienabschluss geplant hatte. Ich habe ja der Technischen Universität in Clausthal, also im Harz, Mineralogie studiert und habe dort sehr früh erlebt, wie man sich als Frau in der Minderheit fühlt. An der TU Clausthal gab es damals so ungefähr sechs Prozent Frauen, ... überwiegend technische Studiengänge dort, also vom Bergbau geprägt – Bergbau, Geowissenschaften, Maschinenbau, also alles sehr männerlastige Fächer. Zu der Zeit war der ... war im Lehrkörper der Frauenanteil bei null Prozent. Also es gab keine Professorin an der Uni. Es gab nur ganz wenig Lehrende – weibliche Lehrende. Und die Studierenden, also die Mädels, waren in wenigen Studiengängen konzentriert. Es gab viele frauenfreie Studienfächer. Ich habe dort immer wieder mit dem Vorurteil zu kämpfen gehabt, dass man ... dass die Lehrenden – aber auch die Kommilitonen – den Frauen nichts zugetraut haben und, ja, dass durchaus auch Lehrende das Gefühl hatten, Frauen/ Studentinnen hätten an einer Technischen Universität nichts zu suchen. Das hat schon so ein bisschen meinen Ehrgeiz angestachelt und ich habe dann schon versucht, mein Studium trotz dieser sehr schwierigen Rahmenbedingungen gut zu schaffen. Mein Ziel war es eigentlich, als ich im Studium angefangen habe, irgendwann in die Forschung zu gehen. Und ich hatte dann auch die Gelegenheit, im Studium ein Forschungsthema zu bearbeiten – ich habe meine Diplomarbeit für die Preussag AG damals gemacht – und habe mich dort mit Stahlwerksstäuben beschäftigt, also ein sehr technisches Thema, ausgesprochen spannend. Und ich wollte dann gerne nach dem Studium auch in die Forschung gehen, allerdings nicht in die Aufbereitung – also das, was ich im Studium gemacht habe –, sondern eher in die Baustoffindustrie, weil ich nebenbei mich mit Beton und Zement beschäftigt habe im Studium. Aber da hatte ich als Frau in den goer Jahren überhaupt gar keine Chance. Also da war es das absolut gängige Vorurteil noch „Frauen können in solchen Berufen

nicht arbeiten“, selbst in der Forschung. Keine Chance, in der Baustoffindustrie zu kommen. Und ich habe dann wirklich auch Absagen gekriegt, wo ganz dezidiert auch geäußert wurde, dass keine Frauen eingestellt werden. So, ich habe mich dann auf einen anderen Weg gemacht und bin dann über verschiedene Stationen – Technologietransfer, Öffentlichkeitsarbeit, Rektoratsarbeit – irgendwann an der Universität in Kiel, an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel gelandet und habe dort als Geschäftsführerin der größten Fakultät dort, der mathematisch naturwissenschaftlichen Fakultät, fast vierzehn Jahre gearbeitet. In der Zeit habe ich ganz viele verschiedene Aktivitäten entfaltet, weil ich irgendwann schon das Gefühl hatte, so das Tagesgeschäft füllt mich nicht aus. Und ich habe dann viele Netzwerke auch gegründet, habe in ... mich in hochschulübergreifenden Netzwerken engagiert, habe mich auch ehrenamtlich sehr stark engagiert und habe mich auch dann irgendwann angefangen, systematisch weiterzubilden, wo ich gesagt habe: „Ich will irgendwann noch mal was ganz anderes machen.“ Und ja, dann ergab sich, dass an der Fachhochschule in Kiel die Kanzlerstelle ausgeschrieben wurde. Es war schon klar, dass der amtierende Kanzler die Stelle wiederbekommen sollte, auch wenn er an der Hochschule jetzt nicht wirklich viele Unterstützer hatte – der Rektor wollte ihn gerne – und ich habe mich dann aber trotzdem spaßeshalber mal auf diese Stelle beworben und dachte: „Na ja, also als Testfeld. Ich brauche nur eine Fahrkarte zum Ostufer. Ich muss jetzt da nicht viel investieren, nur zwei Tage Zeit investieren“, und hab mich auf die Stelle beworben und war sehr erfreut darüber, dass ich wirklich nur ganz knapp dem Amtsinhaber unterlegen war. Also, es waren irgendwie zwei Stimmen, die gefehlt haben, und das fand ich schon ein beachtliches Ergebnis. Und danach habe ich gedacht: „Prima, das ist ein Job, den kann ich. Ich bewerbe mich jetzt mal auf Kanzlerstellen in ganz Deutschland.“ Zu der Zeit war dann mein Sohn auch so alt, dass ich das Gefühl hatte, ich kann ihm auch zumuten, mal wieder in eine andere Gegend zu ziehen, und habe mich dann auf verschiedene Kanzlerstellen in Deutschland beworben. Ich habe, ich weiß nicht, vier, fünf Vorstellungsgespräche gehabt und habe aber ... hatte mir die Hochschule ausgesucht, so danach, wo ich gerne hin möchte – also Hochschulen, die irgendwie fachlich interessant sind, wo ich das Gefühl hatte, so mit meinem naturwissenschaftlich technischen Hintergrund verstehe ich so ein bisschen was, was die Hochschule macht, und sie sollte in einer interessanten Gegend liegen. Ich habe meinen Kolleg*innen in Kiel damals gesagt: „Ich suche mir jetzt noch mal eine Stelle in einer Hochschule in den Bergen.“ Das hat dann auch geklappt. Ich bin dann an der Hochschule in Furtwangen gelandet und hab dort auch ungefähr fünf Jahre gearbeitet. Ich hatte nur bei der Auswahl der Hochschulen leider irgendwie völlig übersehen, dass nicht nur die Hochschule interessant sein müsste, sondern dass auch das Menschliche einfach wichtig ist. Und ich habe dort im Rektorat einfach keine so richtig gute Zusammenarbeit vorgefunden, sodass ich dann nach ungefähr fünf Jahren beschlossen habe, ich muss doch noch mal gucken, ob ich nicht woanders was finde, und hab dann wieder ganz gezielt

mich auf Kanzlerstellen beworben – auf Kanzler*innenstellen – in ganz Deutschland, allerdings nur an den Hochschulen, wo ich das Gefühl hatte, mit den hauptamtlichen Personen dort würde ich auch gut klarkommen. Das heißt also, einige sehr interessante Hochschulen sind rausgefallen, weil ich schon auch über meine Netzwerke wusste, wie schwierig die Leitungspersönlichkeiten sind und nach fünf Jahren schwierigen ... schwieriger Kommunikation im Rektorat wollte ich das nicht wieder. Und dann hat das glücklicherweise in Hagen geklappt und ich bin auch sehr froh, dass das hier mit der Zusammenarbeit im Rektorat viel besser ist als in dem Job vorher.

Kirsten Pinkvoss:

Vielleicht noch mal den Aspekt – es ist es ja super spannend, was Sie jetzt gerade sagen von der Entwicklung. Wenn man das jetzt rückschauend noch mal sieht: Was haben Sie richtig gemacht?

Birgit Rimpo-Repp:

Ja, was habe ich richtig gemacht? Ich habe, glaube ich, immer wieder die Herausforderung gesucht. Also, ich habe mich nicht ... Ja, wie soll ich das sagen? Also, in meinem ganzen Leben sind mir immer wieder Vorurteile begegnet. Ich habe ganz viele Jobs gehabt, wo ich als einzige Frau, oft als jüngste, einzige Nichtpromovierte – und dann ja auch nicht wirklich körperlich großgeraten – immer wieder mit den Vorurteilen kämpfen musste, dass man mir einen Job nicht zutraut, dass man mit der Aufgabe nicht zutraut. Und ich habe dann mich ganz oft – ja – bei meinem Ehrgeiz gepackt gefühlt und habe mir Aufgaben zugemutet, wo ich hinterher gedacht habe: „Irgendwie völlig irre. Also doch ein bisschen zu viel.“ Aber ich habe die Aufgaben in der Regel gut gemeistert und ich glaube, dass es mal wichtig war, was ... ja, die Herausforderungen zu suchen und mich abschrecken zu lassen von dem, was andere mir nicht zutrauen, sondern mir immer selber viel zuzutrauen und vielleicht auch ein Stück weit über die Grenzen hinaus zu gehen. Und ein wichtiger Punkt, glaube ich – und das ist auch was, was ich jungen Frauen gerne mit auf den Weg geben wollte –, Netzwerke zu nutzen. Ich glaube, dass es unglaublich wichtig ist, gute Netzwerke zu haben. Und das war schon ein Punkt, der mir relativ früh in meiner Berufslaufbahn wichtig war. Also, ich habe in ... eine Zeit lang in Ludwigsburg an der Pädagogischen Hochschule gearbeitet, im Rektorat, und war dort nebenamtlich – ja – für Gleichstellung für den nichtwissenschaftlichen Dienst zuständig. In Baden-Württemberg ist das ja nicht wie hier, dass es eine Gleichstellungsbeauftragte gibt, sondern dort ist das getrennt für den wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Bereich. Und ich war für die Kolleg*innen im nichtwissenschaftlichen Bereich zuständig. Und als ich angefangen habe mit dem Job, habe ich mich bei den Personalräten vorgestellt, bei den Personalratskolleginnen und -kollegen, und habe auch in der Personalversammlung allen Kolleginnen mit auf den Weg gegeben: „Nutzt Netzwerke! Das machen die Männer auch so.“ Dort haben mich die Männer des Personalrates ausgelacht. Aber ich

glaube, dass das ein wichtiger Punkt war, den ich auch in meinem Leben im ... der mir in meinem Leben immer wieder viel genutzt hat – systematisch Netzwerke aufzubauen und die auch zu nutzen und nicht zu sagen: „Ja, Beziehungen nutzen, ist unredlich.“ Ich glaube, wenn man Beziehungen pflegt, ist es auch gut, sie zu nutzen. Und sie helfen einem im Job.

Kirsten Pinkvoss:

Für uns ist es immer wichtig, dass wir den jungen Frauen auch vielleicht strategische Elemente mitgeben. Glauben Sie, dass es jetzt vielleicht außer den Netzwerken noch strategische Komponenten gibt, die junge Frauen in der Wissenschaft beachten sollten?

Birgit Rimpo-Repp:

Ja, sicherlich schon. Ich glaube schon auch, dass es Menschen gibt, die eine Strategie für ihren Berufsweg haben und der auch funktioniert. Bei mir hat ... Also ich hatte, glaube ich, nicht wirklich eine Strategie. Und wahrscheinlich hätte es auch nicht funktioniert, weil mein Berufsweg schon sehr, sehr von Zufällen geprägt war. Aber ich glaube, dass es wichtig ist, das zu tun, was ich auch oft gemacht habe, zu schauen: „Wo bieten sich Chancen?“, und dann zuzugreifen und dann wirklich auch nicht furchtbar lange nachzudenken, sondern manchmal auch aus dem Bauch heraus zu handeln, auch auf die Gefahr hin, dass man da vielleicht mal auf der Nase landet. Aber aus diesen Erfahrungen lernt man dann ja auch. Und ich habe die erste Dauerstelle meines Lebens nach drei Monaten gekündigt, weil ich mich da vergaloppiert hatte. Ich habe eine Stelle angenommen an einer Hochschule mit einer Vorgesetzten, mit der ich definitiv nicht klargekommen bin. Das habe ich relativ schnell erkannt und nach drei Monaten gesagt: „Ohne mich, ich suche mir einen anderen Weg.“ Und ich glaube, dass das gut ist für junge Frauen, einfach Chancen zu nutzen, die sich ihnen bieten, aber dann auch zu erkennen, wann der Weg vielleicht der Falsche ist, und dann sich nicht zu scheuen, zu sagen: „Das war der falsche Weg, ich fang noch mal an.“

Kirsten Pinkvoss:

Glauben Sie denn, dass Ihr Geschlecht in Ihrer Karriereentwicklung und in Ihrer jetzigen Position eine Rolle spielt?

Birgit Rimpo-Repp:

Mein Berufsweg wäre mit Sicherheit völlig anders verlaufen, wenn ich ein Mann gewesen wäre. Dann wäre ich vielleicht heute in der Beton- und Zementindustrie tätig oder wäre in der Baustoff-Forschung, aber ich hätte sicherlich nicht diesen unglaublich spannenden Lebensweg gemacht. Und vielleicht hat es auch den einen oder anderen Fall gegeben, wo ich vielleicht erfolgreicher war, weil

ich eine Frau bin. Also, vor allen Dingen in dieser Aufgabe, die ich viel wahrgenommen habe so an der an der Schnittstelle zwischen Verwaltung und Wissenschaft, wo es immer wieder auf Kommunikation ankommt und auf das Verstehen: Wie funktionieren die anderen? Wie denken die anderen? Und ich glaube, dass an diesen Schnittstellenaufgaben Frauen oft einen Vorteil haben, weil sie anders sozialisiert sind. Und das hat mir, glaube ich, schon auch die Arbeit manchmal erleichtert und deswegen ... Also ich bin der festen Überzeugung mein Berufsweg wäre anders gelaufen, wenn ich keine Frau wäre.

Kirsten Pinkvoss:

Vielen Dank für Ihre Offenheit. Dies zeigt einmal wieder, wie wichtig das Thema ist, was wir an unserem diesjährigen Gender Day haben, und zwar „Geschlechter in der Wissenschaft“. Hiermit wollen wir aufzeigen, dass Geschlechter und Behandlung von Geschlecht in der Wissenschaft sehr viele verschiedene Perspektiven und Facetten hat. Uns ist wichtig, im Rahmen der Gender Days in diesem Interview darüber zu reden, wie wichtig gendergerechte Sprache für und in der Wissenschaft ist. Deshalb würde ich direkt mal mit einer provokanten Frage starten: Muss Sprache Ihrer Meinung nach gendergerechter werden? Und, wenn ja, warum?

Birgit Rimpo-Repp:

Ja, auf jeden Fall. Sprache schafft Wirklichkeit. So, und sie beeinflusst unser Denken und unser Handeln. Also, ich habe mich mit der Sprache und was die Sprache mit den Menschen macht schon sehr lange beschäftigt. Ich habe 1986 von meinem damaligen Freund und jetzigen Ehemann ein Buch bekommen von Luise Pusch: „Das Deutsche als Männersprache“. Und ich habe jetzt in der Vorbereitung auf das Interview mir dieses Buch noch mal angeschaut, ein paar Dinge daraus gelesen. Und einen Punkt, den ich jetzt gerne mal vorlesen möchte, der ist mir ausgesprochen wichtig, weil ich finde, es eine sehr passende Beschreibung ist. Luise Pusch sagt: „Weibliche Bezeichnungen seien für Männer genauso untragbar wie weibliche Kleidungsstücke.“ Und das war ja in der Zeit – also vor gut 30 Jahren – war das absolutes No-Go in der Öffentlichkeit, dass Männer mit Frauenklamotten rumlaufen. Und sie hat sich dann aber auch gefragt: Warum sind dann die weiblichen Bezeichnungen für Männer untragbar, aber die männlichen Bezeichnungen für Frauen eben nicht? Also warum müssen Frauen das erdulden? Und ich glaube schon, dass das die Sprache einen ganz, ganz großen Einfluss auf die Realität hat, und ich merke das an mir selber auch. Ich habe dann irgendwann angefangen, nachdem ich sehr viel Literatur auch dazu gelesen habe – und dieses Buch von Luise Pusch war wirklich so die Initialzündung für mich –, wirklich ganz bewusst, bestimmte Formulierungen nicht mehr zu verwenden und andere eben bewusst zu verwenden, immer die weibliche Form auch zu verwenden. Das hat manchmal mein Gegenüber in Diskussionen

zum Wahnsinn gebracht. Und ich habe aber auch die Texte dahingehend immer wieder kritisiert, ich habe den Leuten die Texte zurückgeschickt und gesagt: „So nicht! Gendergerecht formulieren.“ So, und ein tolles Beispiel, was ich, wo ich mich heute immer noch darüber amüsiere, war die Entwicklung einer Promotionsordnung an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg. Ich war in den 90er Jahren an der PH in Ludwigsburg und die Pädagogischen Hochschulen in Baden-Württemberg haben zu der Zeit das Promotionsrecht bekommen. Und ich hatte dann im Rektorat die Aufgabe, eine Promotionsordnung zu schreiben. Und mit den damaligen Gleichstellungsbeauftragten war ich mir sehr schnell einig. An der Hochschule promovierten damals überwiegend Frauen. Also, warum sollte es eine männliche Promotionsordnung sein? Also haben wir den gesamten Text weiblich formuliert. Der Senat – nur Männer – haben das unterstützt und fanden die Idee prima und unser Ministerium war völlig entsetzt. Das Ministerium in Baden-Württemberg, das Wissenschaftsministerium, war damals nicht in der Lage, damit umzugehen. Sie haben uns dann die Promotionsordnung als nicht genehmigbar zurückgeschickt und gefordert, dass sie im generischen Maskulinum formuliert sein muss oder in einer gendergerechten Sprache. Wir haben dann bewusst eine lausig gendergerechte Sprache gewählt. Das Ding war unlesbar. Das hat das Ministerium nicht gestört. Aber die weibliche Promotionsordnung wollten sie nicht. Wir hatten einen freundlichen Satz unten drunter: „Männer sind selbstverständlich mit gemeint“, wie das für Frauen immer wieder formuliert wurde. Aber damals war die Zeit noch nicht reif, dass Ministerien sowas hätten mitgetragen. Aber es hat mir trotzdem gezeigt, dass es wichtig ist auf diesem Weg weiterzukämpfen dafür, dass Sprache eben nicht nur mit meint, sondern auch alle benennt. Sie sind gerade schon aufs generische Maskulinum eingegangen. Ganz häufig wird das ja immer noch als Argument verwendet, dass praktisch beim generischen Maskulinum alle Formen und jedes Geschlecht mit gemeint wäre. Das ist auch ein Argument, was wir in dieser Hochschule häufiger mal hören. Was entgegnen Sie denn da? Ja, es gibt Untersuchungen dazu – wissenschaftliche Untersuchungen –, dass die Menschen, wenn man ihnen männlich geprägte Formulierungen zeigt, sich darunter auch Männer vorstellen. Also zum Beispiel Untersuchungen: Was stellen Menschen sich vor, wenn über Ärzte gesprochen wird. Das sind natürlich dann nicht die Ärztinnen, die sich vorstellen, sondern männliche Ärzte. Und ich bin der festen Überzeugung, dass wir die Formulierungen eben auch so wählen müssen, dass alle Menschen nicht nur mit gemeint, sondern auch mit genannt sind, weil ansonsten das vorherrschende ... die – Wie soll ich das sagen? – die vorherrschenden Vorurteile eigentlich weiter kultiviert werden. Also bei Ärzten geht man davon aus, das sind Männer. Ingenieure sind dann die Männer, da stelle ich mir auch keine Ingenieurin vor. Aber wenn ich dann über Sekretäre rede, da würden schon alle stutzig, da werden dann die Sekretärinnen genannt. Ja, und wir stellen uns nur Frauen vor, die in Sekretariaten arbeiten. Also ich glaube, wir bedienen diese üblichen Klischees mit unserer Sprache, wenn wir da nicht sehr sorgsam auf die

Sprache aufpassen und nicht die Sprache einfach auch – ja – ein Stückweit entrümpeln und dafür sorgen, dass die ... dass alle Menschen, die wir meinen, auch eben genannt werden.

Kirsten Pinkvoss:

Ich finde ... Ich würde gerne noch einmal, dass „alle Menschen“ von Ihnen aufgreifen. Wir hatten in diesem Jahr eine riesige Tagung zum Personenstand. Wir haben ja nicht nur mehr männlich und weiblich, wir haben ja inzwischen auch diverse Geschlechter – andere Geschlechtsidentitäten. In unseren Landesgesetzen ist eigentlich nur die Sichtbarmachung von Männern und Frauen zurzeit gesetzlich geregelt in der Sprache. Meinen Sie nicht auch, dass unsere Sprache inklusiver werden müsste und auch die anderen Geschlechter mit abbilden müsste?

Birgit Rimpo-Repp:

Ja, auf jeden Fall. Aber ich glaube, dass die Sichtbarmachung von Männern und Frauen schon mal der erste wichtige Schritt ist. Schon daran hat es ja viele Jahre und Jahrzehnte gehapert. So, und das haben wir schon, glaube ich, in vielen Bereichen erreicht, dass zumindest in den formalen Vorgaben eben ganz klar immer definiert ist, es müssen Männer und Frauen genannt werden. So, da haben ... wir sind wir schon, glaube ich, einen Schritt weiter in diesem Land. Aber der nächste Schritt, der dann folgen muss, ist, dass wirklich alle Menschen sich angesprochen fühlen. Das wird noch ein ganz langer Weg sein, weil das eben auch für die Lebensrealität der ... vieler Menschen nicht so richtig vorstellbar ist. Also, in unserer Gesellschaft sind wir viel mit Männern und Frauen konfrontiert, aber mit anderen Geschlechtern ja viel weniger. Davon gibt es sicherlich auch weniger Menschen. Und viele Menschen haben, glaube ich, auch nicht so den Bezug dazu, und sind ... werden gar nicht konfrontiert mit Menschen, die sich dem anderen Geschlecht zugehörig fühlen. So, und deswegen ist es für viele, glaube ich, noch ein bisschen so eine theoretische Diskussion. Aber wir müssen mit unserer Sprache da sehr aufpassen und ich finde – und das sagte ich ja vorhin schon –, dass Sprache auch die Wirklichkeit sehr stark beeinflusst. Und deswegen, finde ich, müssen wir mit der Sprache vorangehen und als Universität haben wir da einfach eine wichtige Vorbildrolle.

Kirsten Pinkvoss:

Jetzt haben Sie gerade über die Veränderung der Sprache gesprochen. Glauben Sie, dass die Sprache auch reale Machtverhältnisse verändert – also wenn wir wirklich beide Geschlechter oder alle Geschlechter regelmäßig benennen würden – und, wenn ja, warum?

Birgit Rimpo-Repp:

Ja, ich bin der festen Überzeugung, dass die Sprache auch die Machtverhältnisse verändert, aber in wirklich ganz, ganz langen Zeiträumen. Das wird unglaublich lange dauern, aber die Sprache verändert die Realität. Wenn wir sie konsequent anwenden, wird sie ganz langsam auch die Realität verändern. Aber so lange können wir nicht warten, finde ich. Also, deswegen brauchen wir meiner Ansicht nach neben einer inklusiven Sprache einfach auch Quoten. Wir brauchen Vorgaben und wir müssen da einfach auch formal dann was verändern. Also, man sieht das ja allein schon bei der Anzahl der Professorinnen an deutschen Hochschulen. Also an den wenigsten Hochschulen ist der Professorinnen-Anteil über 25 Prozent. Das ist doch ein Skandal. Die Hälfte der Menschen in diesem Land sind weiblich und nur 25 Prozent der Professoren sind in Frauenhand und das dann meistens auch noch in den klassischen frauendominierten Fächern. Also deswegen bin ich der festen Überzeugung, dass wir in vielen Bereichen einfach auch Quoten brauchen. Wir brauchen Vorgaben. Aber die Sprache ist ein wichtiges Instrument und das dürfen wir nicht vergessen.

Kirsten Pinkvoss:

Warum ist die Sprache – ich wird gerne noch mal auf unsere Institution „Universität“ zurückkommen – warum ist denn Sprache auch ausgerechnet an Universitäten so wichtig? Und warum sollten wir die in unserem Alltag in der Universität anwenden?

Birgit Rimpo-Repp:

Wir sind als Universität ja eine große Bildungseinrichtung mit achtzigtausend Menschen, die bei uns studieren. Wir beeinflussen ja auch achtzigtausend Menschen. Das heißt, alles das, was wir schreiben, alles das, was wir sprechen, hat auch einen Einfluss auf die Menschen, die bei uns studieren. Das ist schon mal ein wichtiger Punkt. Ich glaube, wir sind ein großer Multiplikator dann auch als Institution. Und ich finde, wir haben auch eine Vorbildfunktion. Also in vielerlei Hinsicht, auch wenn die Menschen, die bei uns studieren, im Wesentlichen auch schon lebensälter sind und schon einen Beruf oft haben und schon sehr viel mehr Lebenserfahrung als vielleicht die Studierenden an Präsenzuniversitäten, aber trotzdem finde ich, haben wir da einen Bildungsauftrag und eine große Vorbildfunktion und wir haben natürlich auch eine gesellschaftliche Verantwortung. Und wenn nicht Universitäten mit solchen Dingen beginnen, ja mein Gott, wer soll es denn dann tun? Also Universitäten und Schulen sind doch die, die eigentlich in diesem Land den Bildungsauftrag wahrnehmen, und wir haben eine große Vorbildfunktion.

Kirsten Pinkvoss:

Super, dann bedanke ich mich bei Ihnen ganz, ganz herzlich. Wir finden Sprache super wichtig. An dieser Stelle möchte ich auch noch mal meinen Dank Ihnen, dem gesamten Rektorat sagen, dass sie auch dem Sprachleitfaden und der Sprache in diesem Jahr zugestimmt haben. Und ich hoffe sehr, dass wir einfach einen großen Schritt weiterkommen. Herzlichen Dank!

Birgit Rimpo-Repp:

Ja, das hoffe ich auch und da unterstütze ich Sie auch gerne.

Kirsten Pinkvoss:

Danke.

Birgit Rimpo-Repp:

Vielen Dank, Frau Pinkvoss.